

Die ungleichen Staaten von Amerika

Die normalen Beschäftigten haben von den gestiegenen Erträgen der US-Wirtschaft in den vergangenen Jahrzehnten kaum etwas abbekommen. Das hat vor allem mit geschwächten Gewerkschaften und dem Einzug der Computertechnik zu tun.

Die Lohnsteigerungen der Nachkriegszeit sorgten dafür, dass sich die Kaufkraft einer US-amerikanischen Familie in der Mitte der Einkommensverteilung von 1947 bis 1973 mehr als verdoppelte. Bis 2007 stieg ihr Realeinkommen dann aber nur noch um 22 Prozent – und fiel infolge der Wirtschaftskrise nach dem Finanzmarkt-Crash anschließend um 8 Prozent zurück. 2012 lag das mittlere Realeinkommen gerade einmal auf dem Niveau von 1996. Auch die Armutsquote, die sich zwischen 1959 und 1973 halbiert hatte, stieg in jüngster Zeit wieder an.

Das lasse sich nicht damit erklären, dass die Ertragskraft der Wirtschaft insgesamt nachgelassen habe, schreibt Edward N. Wolff von der New York University. Vielmehr entwickelten sich Produktivität und Löhne auseinander. Beide Größen waren bis 1973 im Einklang gestiegen, so der Ökonom. Fortan blieben die Reallöhne zurück. In der Phase von 1979 bis 2001 stiegen sie beispielsweise nur um durchschnittlich ein halbes Prozent pro Jahr. Die Produktivität nahm hingegen um 1,1 Prozent zu. Entsprechend wuchsen Profitrate und Gewinne. 2012 belief sich der Anteil der Kapitaleinkommen an allen Einkommen auf ein Drittel – der höchste Stand der Nachkriegsgeschichte.

Aber welche Kräfte ließen die Produktivitätsgewinne in größere Ungleichheit statt wachsenden Massenwohlstand umschlagen? Wolffs Analyse zeigt: Die beiden wichtigsten Erklärungsfaktoren sind der gewerkschaftliche Organisationsgrad und der Einsatz von Informationstechnologie. Ohne hinreichenden gewerkschaftlichen Rückhalt kam den Arbeitnehmern die nötige Verhandlungsmacht abhanden: Der Organisationsgrad sank zwischen 1954 und 2012 von 25 auf 11 Prozent. Und mit dem verstärkten Computereinsatz war offenbar eine rasante Abwertung vieler einfacher Tätigkeiten verbunden.

Ein besonders enger Zusammenhang besteht Wolff zufolge zwischen der Profitabilität der Firmen und den Zuwächsen in der höchsten Einkommensklasse. Verbessern sich die Erfolgskennzahlen der Unternehmen, schlägt sich dies im amerikanischen Shareholder-Value-Modell in erster Linie in den Einkommen einer kleinen Gruppe nieder. Sie besteht aus Topmanagern und anderen Berufsgruppen, deren Einkünfte unmittelbar mit der Börse verknüpft sind.

Das Argument lasse sich aber durchaus auch umgekehrt formulieren, schreibt Wolff: Der Druck der Finanzmärkte – etwa von ungeduldigen Fondsmanagern, die vierteljährlich Erfolgsmel-

dungen vorlegen müssen – treibe die Manager an, „Shareholder Value zu schaffen, zum Nachteil von Beschäftigten und anderen Stakeholdern“.

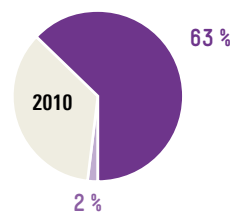
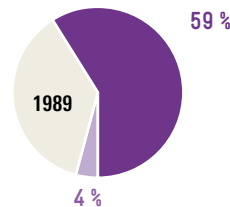
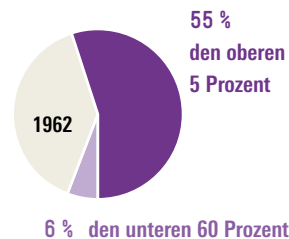
Der Aufstieg dieses Wirtschaftsmodells, so Wolff, habe in den frühen 1970er-Jahren begonnen. Damals habe die Kapitaleseite den sozialen Konsens der Nachkriegszeit beerdigt. Sie habe einseitig den „Vertrag von Detroit“ gekündigt. Dieser 1950 zwischen General Motors und der United Auto Workers Union ausgehandelte Vertrag gilt als Symbol für Prosperität und sozialen Fortschritt der damaligen Zeit.

Dass sich die Verteilung von Einkommen und Vermögen polarisiert hat, liegt Wolffs Analyse zufolge aber auch an der Politik: „Alles in allem profitierten von den Steuersenkungen der Nachkriegszeit vor allem die Reichen, besonders die Superreichen“, urteilt der Wissenschaftler. Beispielsweise betrug der Spitzensteuersatz 1960 noch 91 Prozent. Heute liegt er bei knapp 40 Prozent. In der Regierungszeit Ronald Reagans war er allerdings auch schon einmal unter 30 Prozent gesunken. <

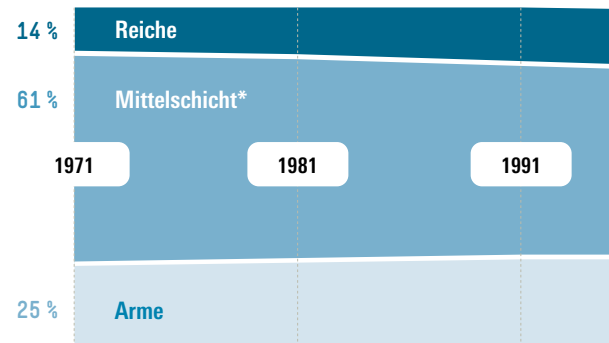
Quelle: Edward N. Wolff: Inequality and rising profitability in the United States, 1947–2012, in: International Review of Applied Economics 6/2015 Download: bit.do/impuls0263

USA: Die Reichen haben gewonnen

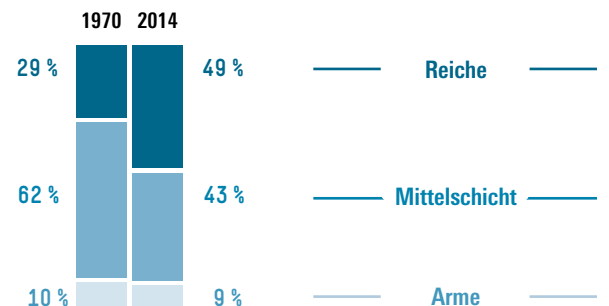
Vom gesamten **Vermögen** gehörten in den USA ...



Von den erwachsenen Amerikanern waren ...



Der Anteil am gesamten **Einkommen** betrug ...



*Zur Mittelschicht zählt, wer er über ein Einkommen verfügt, das zwischen zwei Dritteln und dem Doppelten des mittleren Haushaltseinkommens berechnet in Preisen von 2014; Abweichungen von 100 Prozent rundungsbedingt Grafik zum Download: bit.do/impuls0264 Daten: bit.do/impuls0264

Ein Land verliert seine Mitte

Seit den 1970er-Jahren ist die Mittelschicht in den USA geschrumpft. Der Anteil der Reichen und der Armen ist gewachsen. Besonders benachteiligt: Schwarze, unverheiratete Frauen mit Kindern und junge Amerikaner.

Die Einkommen in den USA driften auseinander: In den vergangenen Jahrzehnten ist sowohl der Anteil der Einkommensschwachen als auch der Besserverdienenden immer weiter gestiegen. Die Mittelschicht hat dagegen an Boden verloren. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie von Rakesh Kochhar, Richard Fry und Molly Rohal vom Pew Research Center in Washington. „In der amerikanischen Gesellschaft ist eine massive Polarisierung im Gange“, schreiben die Wissenschaftler.

Seit den 1970er-Jahren ist der Anteil der Haushalte mit mittlerem Einkommen in jedem Jahrzehnt gefallen. 120,8 Millionen Erwachsene zählen heute zur Mittelschicht. Sie macht damit etwas weniger als 50 Prozent der Bevölkerung aus, verglichen mit 61 Prozent im Jahr 1971. Anders als früher stellt die Mittelschicht also nicht mehr die Mehrheit. Zur Oberschicht werden heute 51 Millionen Amerikaner gerechnet, zur Unterschicht 70,3 Millionen.

Nach Definition der Forscher zählt ein Haushalt zur Mittelschicht, wenn er über ein Einkommen verfügt, das zwischen zwei Dritteln und dem Doppelten des mittleren Haushaltseinkommens liegt. Bei einer dreiköpfigen Familie wären

das 42.000 bis 126.000 Dollar, bei einem Ein-Personen-Haushalt 24.000 bis 73.000 Dollar.

Fast die Hälfte aller Einkommen konzentriert sich mittlerweile auf die reichen Haushalte – sie erhalten beinahe genauso viel wie alle anderen zusammen. Seit 1970 ist ihr Anteil am Gesamteinkommen um 20 Prozentpunkte gewachsen. In gleichem Maße hat die Mittelschicht verloren: Auf sie entfallen aktuell 43 Prozent der gesamten Einkommenssumme, 19 Prozentpunkte weniger als früher. Wenig geändert hat sich für die Unterschicht: Damals wie heute bekommt sie mit rund 9 Prozent den kleinsten Teil des Kuchens. „Diese Verschiebung kommt dadurch zustande, dass die einkommensstarken Haushalte einen größeren Anteil an der gesamten Bevölkerung ausmachen, und dadurch, dass ihre Einkommen schneller steigen als die der anderen Schichten“, schreiben die Forscher.

Die Reichen sind also nicht nur mehr, sondern auch noch

reicher geworden, während die Armen vergleichsweise wenig hinzugewonnen haben: Die Einkommen der Oberschicht sind seit 1970 um real 47 Prozent gestiegen, die der Unterschicht nur um 28 Prozent. Die Mittelschicht verzeichnete einen Zuwachs von 34 Prozent. Die Finanzkrise hat die Polarisierung noch verstärkt: Diejenigen, die ohnehin nicht viel verdienen, waren die größten Verlierer. Die Einkommen der Armen sind zwischen 2000 und 2014 um 9 Prozent gefallen, die der Mittelschicht um 4 Prozent. Am wenigsten hat die Oberschicht mit 3 Prozent verloren.

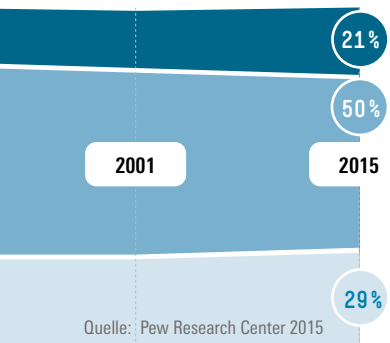
Alleinerziehende Frauen besonders benachteiligt

Hinzu kommen Unterschiede zwischen ethnischen Gruppen: 43 Prozent der Schwarzen gehören der Unterschicht an. Zwar hat sich die Situation seit 1970 leicht verbessert, damals lag der Anteil noch bei 48 Prozent. Dennoch sind Schwarze nach wie vor stark benachteiligt. Zum Vergleich: Von allen Weißen befinden sich „nur“ 23 Prozent am unteren Ende der Einkommensverteilung.

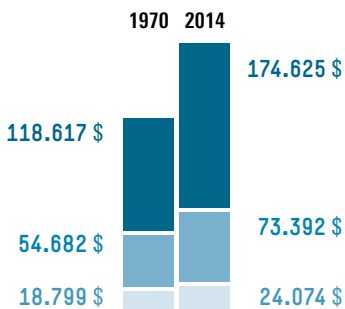
Im Vergleich verschiedener Generationen sind Amerikaner über 65 Jahre die größten Gewinner. Diese Altersgruppe ist die einzige, deren Anteil an der unteren Einkommensgruppe geschrumpft ist – und die damit besser dran ist als früher. Es ist daher kein Zufall, dass die Armutsquote bei Menschen ab 65 Jahren von knapp 25 Prozent im Jahr 1970 auf 10 Prozent in 2014 gesunken ist. Junge Erwachsene zwischen 18 und 29 Jahren müssen dagegen deutlich häufiger mit einem niedrigen Einkommen leben.

Betrachtet man Geschlecht und Familienstand, zeigt sich: Unverheiratete Frauen mit Kindern haben das größte Armutsrisiko. Mehr als 50 Prozent von ihnen gehören rechnerisch der Unterschicht an. Das war bereits in den 1970er-Jahren so – an der Benachteiligung von alleinerziehenden Frauen hat sich über die Jahre kaum etwas geändert. ◀

Quelle: Rakesh Kochhar, Richard Fry, Molly Rohal: The American Middle Class Is Losing Ground. No longer the majority and falling behind financially, Pew Research Center, Dezember 2015 Download: bit.do/impuls0266



Das mittlere Einkommen für einen dreiköpfigen Haushalt betrug ...



Ungleichheit in Deutschland

In Deutschland zeigt sich eine ähnliche Tendenz wie in den USA: Im jüngsten Verteilungsbericht des WSI heißt es, die Verteilung der Einkommen sei in den letzten drei Jahrzehnten deutlich ungleicher geworden – und zugleich habe sich die Chancengleichheit verringert. Insbesondere in den 2000er-Jahren sei die Schere auseinander gegangen. Arme blieben heute in Deutschland mit höherer Wahrscheinlichkeit arm, Reiche reich.

Dorothee Spannagel: Trotz Aufschwung: Einkommensungleichheit geht nicht zurück, WSI-Verteilungsbericht 2015 Download: bit.do/impuls0160